

Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
an Herta Müller  
Weimar, 16. Mai 2004

DOKUMENTATION

Im Auftrag der  
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
herausgegeben von  
Günther Rüter

---

# Inhalt

## 1

Begrüßung	
Bernhard Vogel .....	5
Ansprache	
Dieter Althaus .....	9
Laudatio auf Herta Müller	
Joachim Gauck .....	12
Mir tickt die Wolke durch den Kopf	
Dankrede	
Herta Müller .....	21

## 2

Programm der Feierstunde.....	27
Bildliche Impressionen .....	28
Text der Verleihungsurkunde.....	30

---

3

Zeittafel Herta Müller..... 31

Autoren und Juroren..... 34

## Begrüßung

### Bernhard Vogel

Zur zwölften Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung möchte ich Sie alle herzlich begrüßen. Ich freue mich, dass Sie so zahlreich gekommen sind: aus Weimar, aus Thüringen, aus der Bundesrepublik, aus dem Ausland. Mein Gruß gilt Herrn Ministerpräsident Dieter Althaus. Herzlichen Dank, dass Sie die Tradition fortsetzen und an dieser Feierstunde mitwirken!

Seit 1993, seit es den Literaturpreis gibt, findet seine Verleihung in Weimar statt. Dies war ein besonderer Wunsch unserer ersten Preisträgerin, der aus dem thüringischen Limlingerode stammenden Sarah Kirsch. Wir sind ihrem Wunsch gerne gefolgt. Weimar ist die Hauptstadt der deutschen Klassik, in Weimar begegnen wir einer Geschichte, die uns sowohl trägt als auch belastet. Unsere Preisträger Günter de Bruyn und Louis Begley haben in ihren Dankreden daran nachdrücklich erinnert.

Seit 1998 hat uns das Musikgymnasium seine Tore geöffnet, ein Ort, an dem sich auf geglückte Weise Weimars große kulturelle Tradition mit moderner Architektur verbindet. Ich danke dem amtierenden Direktor Herrn Gerold Herzog dafür, dass wir hier wieder zu Gast sein dürfen.

Danken möchte ich Teresa Krahnert und Susanne Vetter für die klangvolle musikalische Darbietung. Sie haben uns die ersten beiden Sätze aus Johann Baptist Krumpholtzs Sonate für Violine und Harfe gespielt und uns die Qualität der Ausbildung in diesem Hause eindrucksvoll zu Gehör gebracht.

Mein herzlicher Gruß gilt Herrn Dr. Joachim Gauck, dessen Name für viele vor allem mit seiner langjährigen und verdienstvollen Tätigkeit als Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR verbunden ist. Seit November letzten Jahres ist er in der Nachfolge von Hans Koschnick Vorsitzender des Vereins „Gegen

Vergessen – Für Demokratie“, einer höchst verdienstvollen Institution, die darauf gerichtet ist, die Erfahrungen mit beiden Diktaturen des 20. Jahrhunderts in Erinnerung zu behalten. Den Laudator und die Preisträgerin verbindet in ihrem Leben und ihrem Wirken die doppelte Diktaturerfahrung. Beide haben die Auswirkungen des nationalsozialistischen Terrorregimes in der realsozialistischen Diktatur erfahren. Beide haben sich deswegen in außerordentlichem Maße für Freiheit und Würde des Menschen engagiert – gerade dort, wo sie bedroht ist.

Schließlich gilt mein Willkommensgruß denen, die durch ihr umsichtiges Wirken dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung zu seinem heutigen Ansehen verholfen haben. Mit der Wahl von Herta Müller hat die Jury erneut eine glückliche Hand bewiesen. Ich danke ihrer ideenreich agierenden Vorsitzenden, Frau Professor Dr. Birgit Lermen, Literaturwissenschaftlerin an der Universität zu Köln. Und ich danke Herrn Jochen Hieber, Literaturredakteur bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Moderator des *Weimarer Salons* im MDR Fernsehen; sowie dem Parlamentarischen Staatssekretär a.D. Herrn Dr. Volkmar Köhler, dem aufgrund seiner guten Rumänien-Kontakte die Auszeichnung von Herta Müller besonders wichtig war. Die Juroren Prof. Dr. Helmuth Kiesel und Dr. Sebastian Kleinschmidt sind heute leider verhindert.

Meine Damen und Herren, der Preis verdankt seine Bedeutung seinen Preisträgern: Sarah Kirsch 1993, Walter Kempowski 1994, Hilde Domin 1995, Günter de Bruyn 1996, Thomas Hürlimann 1997, Hartmut Lange 1998, Burkhard Spinnen 1999, Louis Begley im Jahre 2000, Norbert Gstrein 2001, Adam Zagajewski 2002, Patrick Roth 2003.

Heute, im Jahre 2004, wird Herta Müller ausgezeichnet, die ich hiermit besonders herzlich begrüße. Ihre Romane, Erzählungen und Essays gehören zu den bedeutendsten Zeugnissen der rumäniendeutschen Literatur, ja sie zählen zu den vielbeachteten Werken der deutschsprachigen Literatur der Gegenwart. Auf besondere Weise erfüllen sie die Kriterien, die für die Auswahl des Preisträgers der Konrad-Adenauer-Stiftung maßgeblich sind. Antitotalitäre Grundhaltung, kritische Auseinandersetzung mit Diktatur und Kollektivismus, Freiheit des Wortes: aus diesen Wurzeln sind ihre Werke gewachsen.

Es geht nach ihren eigenen Worten um „das amputierte Leben in der Diktatur, um den nach außen geduckten, nach innen selbstherrlichen

Alltag einer deutschen Minderheit.“ Diese traumatischen Erfahrungen im Folterstaat Ceauşescu finden sich in ihren Werken vor und nach der Ausreise in einer konsequent unnachgiebigen Sprache wieder, die aus lebendig gewordenen Erinnerungen besteht und deren poetische Wahrheit aus Todesangst und Überlebenswut geradezu hervorbricht.

Eine bequeme Zeitzeugin ist Herta Müller nie gewesen, ja es gehört zu ihrem Selbstverständnis, nicht bequem zu sein. Der ideologischen Vereinnahmung durch die Diktatur hat sie sich ebenso zu erwehren gewusst wie der allzu oft verbreiteten Geschichtsblindheit der in den Nationalsozialismus verstrickten Elterngeneration. Es scheint daher verständlich, dass ihre Bücher bei den Lesern aus ihrer Heimat auch Kritik und Ablehnung erfahren.

Literatur spitzt oft zu und benutzt bisweilen die Stilmittel der Übertreibung, der Groteske und der Satire. Sie will nicht verletzen, aber Betroffenheit bewirken, um dadurch Veränderungen herbeizuführen. Eine rückblickende Idealisierung der Heimat und der Lebensverhältnisse der Menschen dort haben sich Herta Müller und mit ihr viele rumänien-deutsche Autoren nie zu eigen gemacht. Wer dies in ihren Werken sucht, muss zwangsläufig enttäuscht werden. Wir haben für die schmerzliche Erfahrung des Verlustes der Heimat großes Verständnis, aber wir müssen auch immer danach fragen, wo mögliche Ursachen für Vertreibung und Repression der deutschen Minderheit in Rumänien und andernorts liegen.

Ein totalitäres Regime hinterlässt immer Verletzungen – auf allen Seiten. Den Opfern gerecht zu werden, kann kaum gelingen. Erfahrenes Leid ist immer zuerst persönliches Leid, mit dem Leid anderer nur eingeschränkt vergleichbar. Aufgabe der Literatur ist es nicht, Leiderfahrungen zu messen und zu vergleichen, sondern literarisch zu gestalten. Herta Müller gehört zu den Autoren, die sich mit der nationalsozialistischen und der real-sozialistischen Diktaturerfahrung auseinandergesetzt haben. Treffend hat dies Walter Hinck in seiner Laudatio zur Kleistpreisverleihung (1994) herausgestellt: „Herta Müller predigt keine Vergeltung, und sie verabscheut falsche Verdächtigung, aber sie lässt sich auch als Anwalt der Opfer durch keine falsche Versöhnung bestechen. Sie tut das ihre, dass unser Geschichtsgedächtnis klaren Kopf behält“.

Der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung ist der Preis einer politischen Stiftung. Deshalb sind für unsere Auszeichnung von Herta Müller drei Aspekte besonders wichtig.

1. Wichtig ist die Rolle der Sprache in Herta Müllers Werken. Sie ist nicht nur virtuos handhabbares Material, sondern auch Spiegel politischer Zustände und menschlicher Verhältnisse. Diese Sprache dient nicht der Versöhnung mit der Vergangenheit, sondern der Aufklärung. Herta Müller will zeigen, dass dem Zerfall staatlicher Macht immer der Sprachverfall vorausgeht. Auf diese Weise kann und sollte man ihre Werke – wie Friedmar Apel schreibt – auch als „Dokumente einer rigorosen Sprachskepsis“ lesen.
2. Das Rumänien-Thema, das sich mit bemerkenswerter Beharrlichkeit durch alle ihre Werke zieht, ist ein genuin europäisches Thema. Inmitten des Prozesses des zusammenwachsenden Europas dokumentiert Herta Müller, dass Europas Zukunft auch und besonders in der Herkunft liegt: im Wachhalten des osteuropäischen Geschichtsgedächtnisses. Damit setzt sie fort, was Michael Naumann zufolge die Geschichtsschreibung des 20. Jahrhunderts nicht vermocht hat: die „Überlebensstechniken in einer Schreckensherrschaft vorzustellen, die zwischen stiller Anpassung, Wegducken, Schweigen oder Flucht in gemeinsame seelische Selbstvergewisserung unter Dissidenten liegen“.
3. Herta Müller ist eine unerbittliche Anwältin des persönlichen Grundwerts der Freiheit. Sie fordert dazu auf, Freiheit nicht nur als Geschenk, sondern als Zukunftsaufgabe wahrzunehmen. Es geht ihr darum, die richtigen Lehren aus der Diktaturgeschichte zu ziehen – ich zitiere aus einem ihrer Essays: „Jede Gesellschaft muss aus der Extremsituation lernen für die Normalität, aus der Diktatur für die Demokratie“.

Meine Damen und Herren, der Literaturpreis der Stiftung hat sich inzwischen seinen Rang in der kulturellen und politischen Welt erworben. Er ist ein Preis, der vergeben wird an Schriftsteller, die den Mut haben, politisch zu denken, an Autoren, die den Schwierigkeiten beim Schreiben der Wahrheit nicht aus dem Wege gehen. Dies gilt in besonderem Maße für Herta Müller.

# Ansprache

## Dieter Althaus

Herzlich willkommen in Thüringen, willkommen in Weimar zur 12. Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung! Bereits zum siebten Mal wird der Preis im Musikgymnasium Schloss Belvedere verliehen – das ist mittlerweile eine schöne Tradition. Danke an den Direktor und an die Musiker des Musikgymnasiums Schloss Belvedere – hier bildet man offensichtlich junge Talente exzellent aus.

Der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung verbindet seit seiner Gründung die Stiftung mit Weimar und Thüringen. Der Preis hat hier seine Heimstatt gefunden. Er wird von Anfang an in Weimar verliehen, so wie es sich die erste Preisträgerin Sarah Kirsch ausdrücklich gewünscht hat.

Die Stadt, das Erbe von Goethe, Schiller, Wieland, Herder und Nietzsche soll die Ausgezeichneten ehren; umgekehrt ehren die Ausgezeichneten aber auch diese Stadt und dieses Land. Die Preisträger haben den Preis erst zu dem gemacht, was er heute ist: eine feste Größe im literarischen Leben Deutschlands. Die Namen nur einiger Preisträger belegen dies: Walter Kempowski, Hilde Domin, Günter de Bruyn oder Louis Begley.

In diesem Jahr geht der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung an die deutsch-rumänische Schriftstellerin Herta Müller. Ein Freund Herta Müllers hat ironisch bemerkt: „Jetzt bekommst du auch noch die Tapferkeitsmedaille“. Aber: „Ehre folgt dem, der sie flieht“, lautet ein Sprichwort. Die Ehre, die Sie heute zu Recht erhalten, verehrte Herta Müller, hat Sie eingeholt. Und tapfer sind Sie allemal! Sie haben Mut und Sie machen Mut!

Herta Müller erhält den Preis in Anerkennung ihres literarischen Werkes: für ihre Romane und Essays, in denen sie den Terror der rumäni-



schen Diktatur, der bis in das Privatleben jedes einzelnen reicht, schildert – mit einer einzigartig präzisen und faszinierenden Sprache.

Sie hat – so steht es in der Begründung – „als Chronistin des Alltagslebens in der Diktatur protestiert gegen verordnetes Denken und unmündigtes Sprechen.“ In ihren Werken spiegeln sich Leidenschaft und Zivilcourage. Der Literaturpreis 2004 geht an eine Autorin, die den Mut hat, politisch zu denken, zu widersprechen und sich einzumischen – auch in politische Debatten.

Ihre Vita beweist ihren Mut! Herta Müller ist 1953 in einem Dorf, „fingerhutklein mit dreihundert Hausnummern“, wie sie schreibt, im deutschsprachigen Banat geboren und aufgewachsen, sie studierte in Temeschwar Germanistik und Romanistik. Ihre Berufslaufbahn begann sie als Übersetzerin in einer Maschinenbaufabrik. Sie wurde entlassen, weil sie sich weigerte, mit dem Geheimdienst zusammenzuarbeiten. Daraufhin folgten die Schikanen des Systems: Arbeitsverbot, Verhöre, Bespitzelungen. 1987 wanderte sie nach Deutschland aus und blieb auch nach Ende des Ceaușescu-Regimes hier.

Heute gehört Herta Müller zu den wichtigsten deutschsprachigen Gegenwartsauteurs. Ihre Werke wurden in mehr als 20 Sprachen übersetzt. Ihre Sprache beweist ihren Mut! Herta Müllers Werke beeindrucken durch den kritischen Umgang mit dem gesprochenen Wort. Auf der Einladung zur Preisverleihung finden Sie ein Zitat von ihr, das ihre Einstellung und ihr Verständnis von Sprache widerspiegelt: „Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie läßt sich von dem, was Einer mit dem Anderen tut, nicht trennen“. Sprache ist für Herta Müller: „ein Instrument der Unterdrückung, aber auch eine Möglichkeit des Widerstands und der Selbstbehauptung gegenüber einer totalitären Macht“.

Der jüdische Philologe Victor Klemperer, der sich mit der Wirkung der Sprache im Dritten Reich auseinander gesetzt hat, sagte: „Worte können sein wie winzige Arsendosen, und nach einiger Zeit ist die Wirkung da.“ Deshalb bedarf es eines bedachten und abwägenden Umgangs mit Sprache. Wir sollten immer bedenken: Mit populistischen Zungenschlägen, verbaler Verschleierung und medialer Effekthascherei missbrauchen wir Sprache. Genauso wie mit offener Sprachbrutalität.

Mit ihren Werken hat Herta Müller nicht nur Anerkennung geerntet. Weil sie gegen das Vergessen und gegen die Lügen, die durch Lebenslü-

gen entstehen, schreibt, hat sie auch Zorn und Unmut auf sich gezogen. Ihre Lesungen werden regelmäßig durch Zwischenrufe und Fußstrampeln von Ewiggestrigen gestört. Das hat sie nicht aufhalten können. Herta Müller geht es nicht um Zeitgeist, sondern ihr geht es um Wahrheit, um die umfassende Aufarbeitung und Bewältigung einer Vergangenheit, die nicht vergessen werden darf.

Herta Müllers Engagement geht über das Schreiben hinaus: So begleitete sie Marianne Birthler auf einer Reise nach Rumänien. Frau Birthler soll die dortige „Gauck-Behörde“ unterstützen.

Mit Herta Müller zeichnen wir heute eine Künstlerin aus, die sich ihrer großen Verantwortung bewusst ist. Herta Müller geht es um die Zivilgesellschaft Rumäniens, um den Weg Rumäniens nach Europa – seit dem 1. April ist Rumänien Vollmitglied der NATO. Sie trägt dazu bei, diesen Weg zu ebnen. Auch deshalb ist Weimar, ist Thüringen ein passender Ort, um Sie, verehrte Frau Müller, mit dem Literaturpreis auszuzeichnen.

Dass sich die Jury für die Werke von Herta Müller entschieden hat, freut mich sehr. Herzlichen Glückwunsch allen Jurymitgliedern, stellvertretend Frau Professor Lermen, für diese Entscheidung. Und ich freue mich, dass die Adenauer-Stiftung Dr. Joachim Gauck für die Laudatio auf Herta Müller gewinnen konnte. Der Laudator ist als Mitglied der einstigen DDR-Bürgerbewegung und langjähriger Bundesbeauftragter für die Stasi-Unterlagen der ehemaligen DDR eine ausgezeichnete Wahl.

„Ein Schriftsteller muss die Wirklichkeit durch den Filter des Klassenbewusstseins und Klassenkampfes sehen“, so lautete die Forderung in der DDR. Herta Müller ist kein „Filterknecht“, wie es Erich Loest einmal nannte. Ihr Blick auf die Wirklichkeit ist frei von Ideologie. Ihre Bücher sind Produkte eines freien Denkens, das ihr lange verboten war. Freiheit des Denkens – das ist der Kern jeder demokratisch-freiheitlichen Gesellschaft, ohne den keine Demokratie möglich ist.

Sehr verehrte Frau Müller, ich gratuliere Ihnen, Thüringen gratuliert Ihnen zu dieser Auszeichnung.

## Joachim Gauck

### Laudatio auf Herta Müller

Manchmal, wenn wir mit dem Leben im Bett liegen und nicht aufwachen möchten, denn wir sind jung und lebenssüchtig, und es ist Frühling in Nitzkydorf wie sonst auf der Erde, manchmal dann, wenn es tagt, ist uns das Leben ein Nachtleben, so als würden die nächtlichen Albträume den hellen Tag trüben. Etwa wie in den dunklen Goyas, jenen Bildern des Meisters, die nicht hell sein können, weil die menschliche Kreatur gemartert, vergewaltigt, getötet wird. Bevor ich eine Zeile über Herta Müller schreiben konnte, stellte meine Seele diese Bilder aus einem anderen Jahrhundert neben die sehr gegenwärtige Autorin. Und gleich daneben stellte sich ein anderes Dunkel, das eines Dichters, auch aus einer anderen Zeit.

„Denn diese Nacht, in der so vieles schrie,  
in der sich Tiere rufen und zerreißen,  
ist sie uns nicht entsetzlich fremd? Und wie:  
was draußen langsam anhebt, Tag geheißen,  
ist das uns denn verständlicher als sie?“

Das ist von Rainer Maria Rilke, *Östliches Taglied* heißt das Gedicht. In der ersten Strophe beginnt die Szene im Bett – „hohe Brüste“ erzeugen entsprechende Gefühle. Und dann der eben gehörte Vers. Und so endet das Gedicht:

„Doch während wir uns aneinander drücken,  
um nicht zu sehen, wie es ringsum naht,  
kann es aus dir, kann es aus mir sich zücken:  
denn unsre Seelen leben von Verrat.“

*Östliches Taglied* – lange vor der Existenz eines Ostens, wie Herta Müller ihn erlebt und schreibt – sind in dem Gedicht Leben, Liebe und Verrat so miteinander verwoben und verwachsen, dass wir es gar nicht hören möchten. Die Schönheit der Sprache und der Vers sind das einzig

Tröstende. Sie legen sich um eine verdammte Wirklichkeit – so als zöge man einer Todgeweihten noch einmal ihr schönes Brautkleid von einst an.

Merkwürdig, dass ich auf Rilke komme bei einer Laudatio auf Herta Müller. Aber es hat einen tieferen Grund als das Gedicht, aus dem ich zitiert habe. Ein einziges, größeres Gedicht ist es, das ähnlich wie die dunklen Goyas in mir auftaucht, wenn ich an Herta Müller denke. Ich liebe und fürchte die 24 Wörter, die zu einem so einfachen wie magischen Wort werden – über das Leben. Manchmal wünsche ich mir, dem Gedicht nie begegnet zu sein. Aber die Begegnung hat stattgefunden und nun muss ich, bis ich erlöst sein werde, aushalten, dass ich seine Wahrheit und Schönheit nur haben kann, wenn ich diese Mischung aus Furcht und Liebe ertrage.

„Der Tod ist groß.  
Wir sind die Seinen  
Lachenden Munds.  
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,  
wagt er zur weinen  
mitten in uns.“

Ich weiß nicht, wie nah die Bilder Goyas und diese Gedichte der Seele unserer Preisträgerin sind.

Aber ich wollte Ihnen, verehrte Zuhörinnen und Zuhörer, ich wollte vor allem Dir, liebe Herta, ein Leitmotiv dieser Laudatio sagen, das aus meiner Seele stammt, anstatt zur referieren, was ich bei gelehrten Germanisten und Literaturfachleuten gelesen habe. Sie spüren es schon, nicht das Aufzählen von Lebensstationen und Büchern der Autorin ist beabsichtigt. Vielmehr begegnet ein Zeitgenosse einer Zeitgenossin. Bei beiden hat das Dunkel des Ostens wesentliche Prägemaile hinterlassen.

Wir ehren heute eine Vielgeehrte. Neben dem Kleistpreis sind ihr zahlreiche literarische Auszeichnungen zuteil geworden. Wir ehren Herta Müller nicht in erster Linie wegen ihres Mutes, sondern wegen der literarischen Qualität ihres bisherigen Schaffens. In ihren Romanen, von denen ich stellvertretend für die anderen die mir nächsten nenne: *Der Fuchs war damals schon der Jäger* (1992) und *Herztier* (1994), in ihren Essays und Interviews, in ihren Debattenbeiträgen begegnen uns starke Literatur und ein starker Mensch.

An prominenten Stellen taucht bei Herta Müller der Satz auf: „Wenn wir schweigen, werden wir unangenehm, [...] wenn wir reden, werden wir lächerlich.“ Das erste also ist unser Dank dafür, dass Herta Müller nicht geschwiegen hat oder verstummt ist. Selbstverständlich war das nicht!

Das Kind wächst auf mit Vater und Mutter. Es ist auf dem Lande – und im Banat. Also auch in Rumänien, einer Spezialdiktatur. Schöne Welt in schlechter Zeit.

So sieht dann eine Erwachsene das Kind, aus dem sie herauswuchs:

„Ein Vater hackt den Sommer im Garten. Ein Kind steht neben dem Beet und denkt sich: Der Vater weiß vom Leben. Denn der Vater steckt sein schlechtes Gewissen in die dümmsten Pflanzen und hackt sie ab. Kurz davor hat das Kind sich gewünscht, daß die dümmsten Pflanzen vor der Hacke fliehen und den Sommer überleben. Doch sie können nicht fliehen, weil sie erst im Herbst weiße Federn bekommen. Erst dann lernen sie fliegen.

Der Vater mußte nie fliehen. Er war singend in die Welt marschiert. Er hatte in der Welt Friedhöfe gemacht und die Orte schnell verlassen. Ein verlorener Krieg, ein heimgekehrter SS-Soldat, ein frischgebügeltes Sommerhemd lag im Schrank, und auf dem Kopf des Vaters wuchs noch kein graues Haar.

Der Vater stand frühmorgens auf, er legte sich gerne ins Gras. Er sah sich im Liegen die rötlichen Wolken an, die den Tag brachten. Und weil der Morgen noch so kalt war wie die Nacht, mußten die rötlichen Wolken den Himmel zerreißen. Am Himmel oben kam der Tag, unten im Gras kam in den Kopf des Vaters die Einsamkeit. Sie trieb den Vater rasch an die warme Haut einer Frau. Er wärmte sich. Er hatte Friedhöfe gemacht und machte der Frau schnell ein Kind.

Die Friedhöfe hält der Vater unten im Hals, wo zwischen Hemdkragen und Kinn der Kehlkopf steht. Der Kehlkopf ist spitz und verriegelt. So können die Friedhöfe nie hinauf über seine Lippen gehen. Sein Mund trinkt Schnaps aus den dunkelsten Pflaumen, und seine Lieder sind schwer und besoffen für den Führer.

Die Hacke hat einen Schatten im Beet, der hackt nicht mit, der Schatten steht still und sieht in den Gartenweg. Da pflückt ein Kind sich die Taschen voll mit grünen Pflaumen.

Zwischen den abgehackten dümmsten Pflanzen sagt der Vater: Grüne Pflaumen soll man nicht essen, der Stein ist noch weich, und man beißt auf den Tod. Niemand kann helfen, man stirbt. Am hellen Fieber brennt dir von innen das Herz aus.

Die Augen des Vaters sind verschwommen, und das Kind sieht, daß der Vater es liebt wie eine Sucht. Daß er sich in seiner Liebe nicht halten kann. Daß er, der Friedhöfe gemacht hat, dem Kind den Tod wünscht.

Darum ißt das Kind die Taschen mit den Pflaumen später leer. Alle Tage, wenn der Vater das Kind nicht sieht, versteckt es im Bauch halbe Bäume. Das Kind ißt und denkt sich, dies ist zum Sterben.

Aber der Vater sieht das nicht, und das Kind muß nicht sterben.

Die dümmsten Pflanzen waren Milchdisteln. Der Vater wußte was vom Leben. So wie jeder, der was vom Tod sagt, weiß, wie es im Leben weitergeht.“

Als sie das in ihrem Roman *Herztier* schrieb, hatte sie die Niederungen, die ihr zum Leben zugewiesen waren, schon verlassen. In *Niederungen* schreibt sie sich frei von einer Einbindung in Heimatidylle aus Vergessen und Beschwörung deutscher Besonderheit. Sie hat es geahnt, sie wird sich verhasst machen bei vielen Landsleuten, weil sie sich *so* erinnert und nicht anders, wie sie es tun, weil sie *so* spricht und nicht anders, wie sie es tun. Das größere System Staat wird sie hassen, weil sie sich nicht „erziehen“ lässt, andere Freunde hat, als sie haben sollte, andere Ideen, andere Haltungen.

Ob Herta Müller sich jemals diesen weichzeichnenden Blick auf die Diktatur gestattet hat, der so „normal“ ist bei den Vielen – schwer vorstellbar. Zu oft sind selbst die Orte und Handlungen des einfachen normalen Lebens geradezu durchwoben vom Verfall. Angst, Verrat, Tod durch fremde oder eigene Hand, allüberall. Die Schule, der Betrieb, die Liebeslager, der Wald, die Stadt, der Fluss, das Land.

Wie bei den Romantikern die Sterne und Blumen das Leben feiern – so öffnen sich in Herta Müllers Welt an allen Orten und mitten in den Menschen schwarze Löcher. Sie sind dem Sein dort eingeprägt und immer wieder da. Oder sind mit ihrer negativen Schwerkraft fähig, dem Normalen die Normalität, dem Schönen den Glanz zu nehmen. Das Maisfeld, der Baum, das Tierfell, das Augenlid, alles und mehr öffnen der Angst Räume in die Wirklichkeit. Selbst Licht von Sonne oder Lampe

erscheint hier bedrohlich. Alles eigentlich. Der Tod schafft sich in diesen „schwarzen Löchern“ seine Lebensräume. Er sagt, das sei normal.

Es ist ein verstörendes *Memento mori*, es ist so anders als in der Kunst des Barock. Dort gesellt sich der Tod sichtbar den Lebenden zu. Schädel schauen uns an, Gerippe tanzen mit im Reigen. Bei Herta Müller ist Tod aber nicht (nur) der natürliche Begrenzer der irdischen Existenz des Menschen. In den Welten der Ohnmacht, die die Tyrannen und Diktatoren den Unterdrückten zuweisen, spielt der Tod eine Doppelrolle. Wie eh und je sanft oder brutal unter die tretend, die sich „mitten im Leben meinen“ – das ist eine Gestalt, nicht geliebt, aber vertraut. Die andere: ein Büttel der Macht, ein „Diensthabender“, dessen Dienste unter freien Bürgern nicht benötigt werden. Aber wo Staatsinsassen gezüchtet werden, wird „der König“ töten, mag er sich andernorts noch so galant „verneigen“.

Weniger poetisch gesprochen: die zweite Gestalt des Todes ist eine Funktion jener Herrschaft, die sich ihre Herrschaft stiehlt, statt sie sich von ihren Bürgern auf Zeit geben zu lassen. Wer aber Macht nimmt wie einen Raub, wird sich fürchten, das geraubte Gut zu verlieren. Und wer sich fürchtet, muss anderen Angst machen. Dazu benötigt man Boten der Angst, je länger, je mehr.

Ganze Heere und nicht nur Bataillone müssen da Dienst tun – denn es gilt der Angst in jedem Lebensort und eigentlich in jedem Bürger eine Residenz zu errichten. Nicht nur die große Lebensangst wird gebraucht, auch die kleineren Ängste, Furcht vor Not, Abstieg, Isolation, die Sorge um das zum Leben Notwendige – alles wird gebraucht, um die Menschen in der Ohnmacht zu halten. Sie müssen sich fürchten, um zu gehorchen. Wenn die Armee der Angstbereiter groß und differenziert genug ist, muss der König nicht jeden Tag töten – nur wenige der Angstboten sind Henker; viele sind einfach nur Ordnungshüter als Polizisten oder Geheimpolizisten. Sie haben als Lehnsleute dessen, der tötet, das Recht, den Tod portionsweise unter die Lebenden zu tragen. Sie beseitigen Feinde, Ungeziefer, Unrat seltener, indem sie töten oder körperliche Folter anwenden (auch wenn sie beides können und trainieren). Sie bringen die Angst wie eine Vorspeise oder eine Ouvertüre. Ist der nächste Gang gefällig?

Häufig „erziehen“ sie nur. Dazu müssen sie wissen, wie die Menschen sind. Dieses Wissen muss erlangt, aufgeschrieben und archiviert wer-

den. Die das tun, sind eher ganz normale Männer und Frauen, die sich die Finger nicht blutig machen müssen. Sie müssen nur tun, was „von oben“ verlangt wird, z. B. sehen, horchen, melden. Aber Boten und Bedienstete des Prinzips Angst sind dann noch effizienter, wenn sie nicht als Geheimdienstler auftreten.

Wenn z. B. die vielen Lehrer eines Landes nichts weiter tun, als nur das Wissen zu begrenzen, die Gewissen zu manipulieren und den Gehorsam einzuüben, haben sie bedeutende Schlachten für den blutigen König geschlagen. Wer in den Zwangskollektiven sein Ich weitgehend verloren hat, wer so die eigene Ohnmacht für normal und unveränderlich hält, dem braucht man geheimpolizeiliche Zwangsmittel nicht mehr anzutun – er funktioniert, wie „von oben“ gewünscht. Den anderen widerfährt, was die früher Genannten können. Wie lange erträgt ein Mensch es, ausgespäht, isoliert, gejagt, verunsichert und zersetzt zu werden? Bis er flieht, sich tötet, sich in den Alkohol verliert oder eine eher seltene Variante: Widerstand übt. Meistens nicht lange – der häufigste Ausweg: in die Anpassung, erst ein wenig, später mehr, oftmals total.

Wenn in der Lebenswelt, über die wir sprechen, dann auch die Richter des Landes nicht Recht schaffen können, so also ihrerseits Boten der Angst sind, wenn die Gelehrten des Landes nur soviel lehren, wie „von oben“ für richtig gehalten wird, die Philosophen das „Prinzip Hoffnung“ in das Prinzip Anpassung verwandeln, wenn die Dichter das Ungereimte reimen und dafür belohnt werden, die Musiker und Maler dem Schönen huldigen, während der Schrecken zum Himmel schreit, wenn so die schöne neue Welt der Diktatoren von oben bis unten von „Ordnung“ durchzogen ist, und wenn das alles seit Jahrzehnten so ist, dann, bevor die Steine schreien, geschehen gelegentlich Wunder.

So geschehen, wenn der Ordnung die zersetzenden kindlichen Fragen gestellt werden, wenn ein naives Sehen und Nennen der Wirklichkeit gewagt wird. Wenn die Sehnsucht nach Freiheit Menschen zusammenbringt, die sich helfen, ihre Individualität zu wahren, sich beistehen. Wenn Worte der Wahrheit gesucht und aufgeschrieben werden, auch wenn die „da oben“ nichts davon je drucken werden.

Wenn die Boten der Angst, die als Verräter den Kollegen, Freund, Liebsten im engsten Lebenskreis ausspionieren, auch scheitern, weil in den Verratenen schon Selbstvertrauen, Kraft und Mut gewachsen sind, dann



ist ein Wunder geschehen. Und ein Wunder ist geschehen, wenn ein Landkind aus einfachen Verhältnissen – es gab kein Buch in ihrem Elternhaus und „das Schreiben von Büchern war gefährlicher als eine Krankheit“ („Einmal anfassen – zweimal loslassen“, in: *Der König verneigt sich und tötet*, 2003) – wenn ein solches Menschenkind einer schlimmen Gegenwart und einer noch schlimmeren Vergangenheit Überlebenswillen und Überlebensworte abgewinnt. Und wenn dabei eine Poesie wird, die die Wirklichkeit nicht ausschließen oder umfärben muss.

Repression erzeugt bei denen, die nicht unterworfen werden, sehr oft Trotz, Verbitterung und neurotische Fixierung auf das Trauma. Bei Herta Müller haben manche Kritiker derartiges auch ausgemacht. Aber was ich am deutlichsten sehe, ist *Kraft*. Ein imaginativer Realismus findet eine neue Sprache, in der sich Wörter der Unterklasse, Dorfsprache, Heimatsprache für Blume, Tier, Lebenssituation und artifizielle Hochsprache mischen. Manchmal erlebe ich beim Lesen, dass dem komplizierten Geflecht von persönlichen Lebensläufen, Herrschaftsmustern, Flucht- und Überlebensstrategien mit einer kunstvoll einfachen Sprache die eigentliche Botschaft abgerungen wird. Wenn die Dichterin mich dann so gefangen hat, geschieht es, dass ich ihr glaube und folge. In den Hass und den Zorn, der die mächtigen Meister des Tötens straft, in das Erstaunen über die Größe der Angst, deren so schwarze wie offensichtliche Magie unsere Zeit geprägt hat, vor allem aber in die Liebe zur Freiheit – ganz gleich, ob man sich dadurch unter den Deutschen verdächtig macht oder nicht.

Herta Müller hat dem Dunkel des Ostens viele Melodien abgelauscht. Die dissonanten fallen uns schwer auf die Seele, weil sie an das Geräusch der Ketten erinnern, die uns gebunden hatten. Aber die unterschiedlichen Melodien ergeben doch ein Ganzes, dessen Botschaft klar ist, wie die eines Hymnus. Die Totenklage über die Zerstörten beschwört das Lebensrecht und die Würde aller Bedrohten. Die Menschen haben eine Wahl, das macht sie zu etwas Besonderem. Ohnmacht ist wandelbar und – Freiheit kann und wird in Seelen wie Länder Einzug halten.

Herta Müller wohnt in Berlin sehr nah, in einem Stadtteil, der an meinen grenzt. Sehr selten sehen wir uns, obwohl keine Grenze uns trennt. Ich könnte öfter hingehen – wollte ich noch mehr wissen darüber, was sie weiß. Ich gehe nicht – mir reicht, was ich weiß. Wo ich herkomme,

war 56 Jahre lang Diktatur. Ihre Schatten liegen noch schwer über dem Land. Manchmal reichen sie in meine eigene Seele. Ich mag das nicht, ich will frei sein.

Näher noch als die Autorin wohnen ihre Bücher bei mir. Jeden Tag gehe ich daran vorbei, selten schlage ich sie auf – obwohl ich ja sagte, ja, ja! als ich sie las. Aber ich will nicht schon wieder die Schatten sehen, die Angst spüren und zu alledem noch wissen, dass das, was mir Schatten, an anderen Orten noch Leben ist und Bedrohung.

Aber wenn ich dann doch ein Buch aufschlage und das poetische Wort die wirkliche Wirklichkeit bannt, rücken mein Herz und mein Verstand einander näher – Furcht und Liebe begleiten diesen Vorgang.

In dem Kapitel „Gesicht ohne Gesicht“ von Herta Müllers Roman *Der Fuchs war immer schon der Jäger* (1992) heißt es:

„Das Tonbandgerät läuft. Aus dem Lautsprecher auf dem Schreibtisch sagt eine tiefe Stimme, also KASCHOLI, wie liest man das. KARACZOLNY; sagt eine leise Stimme. [...] Vorname, sagt die tiefe Stimme. ALBERT, sagt die leise Stimme. Und ABI, fragt die tiefe Stimme. Die leise Stimme sagt, meine Freunde nennen mich so. Und dein Vater, sagt die tiefe Stimme. Er hat mich auch ABI genannt, er lebt nicht mehr, sagt die leise Stimme. Und die tiefe Stimme wird wie die leise Stimme und sagt, ach so. Wann ist er gestorben? Und die leise Stimme wird wie die tiefe Stimme und sagt, das wissen Sie genau. Die tiefe Stimme fragt, wieso. Und die leise Stimme sagt, weil sie fragen. Umgekehrt, sagt die tiefe Stimme, was wir wissen, das fragen wir nicht. Ein Feuerzeug klickt im Lautsprecher. Damals war ich noch im Kindergarten, sagt die tiefe Stimme, wie Sie. Ihr Vater hieß auch ALBERT, wie Sie. Können Sie sich an Ihren Vater noch erinnern? Nein, sagt die leise Stimme. Sie haben gesagt, Ihr Vater hat Sie ABI genannt, sagt die tiefe Stimme, und danach haben Sie gesagt, Sie können sich nicht mehr an ihn erinnern. Das ist ein Widerspruch. Das ist kein Widerspruch, sagt die leise Stimme, meine Mutter nennt mich ABI. Was wollen sie von mir.

[...]

Das ist ein Widerspruch, denkt Abi, daß dieses Fenster draußen auf der nassen Straße nur ein Fenster ist. Daß jeder Tag und jede Nacht und die Welt sich teilt in solche, die horchen und quälen, und solche, die schweigen und schweigen. Und ein Widerspruch ist es, wenn ein Kind im Sommer, vor der durchrosteten Badewanne, in der Geranien wachsen, ne-

ben dem Bienenhaus, im Hof seine Mutter nach dem Vater fragt. Wenn die Mutter den Arm des Kindes hochhebt, dann seine Hand in ihre nimmt und die Finger an der kleinen Hand biegt und den Zeigefinger streckt und nach oben hebt. Wenn sie ihre Hand zurückzieht und sagt: siehst du, da oben. Und wenn das Kind nur kurz den Kopf hebt und nur Himmel sieht, und die Mutter auf die Geranien in der Badewanne schaut. Wenn das Kind den ausgestreckten Zeigefinger in die engen Schlitze des Bienenhauses steckt, bis die Mutter sagt, geh weg, du weckst die Königin. Wenn das Kind fragt, warum schläft die Königin, bis die Mutter sagt, weil sie so müde ist. Das ist ein Widerspruch, wenn ein Kind den Zeigefinger einzieht, weil es die müde Königin nicht wecken will und fragt, wie heißt er. Und wenn die Mutter sagt: er hieß ALBERT.“

Wann wird all das weichen? Wann wird uns das verlassen, wann werden *wir* verlassen, was uns so ohnmächtig machte? Wie lange kann ich jetzt noch weiterlesen – in dem Buch der verstörenden Wahrheiten. Will ich etwa diesen Blick haben, soll er aus der Romanfigur auf mich übergehen?

Herta Müller schreibt: „[...] ihre Augen sind aufgerissen, ihr Blick ist der Jäger, springt aus den Augen und trifft. Was der nasse Mund schreit, ist Glut auf der Zunge. Ihr Zorn ist Haß, so schwarz wie ihr Mantel.“

Wie lange soll dieses weibliche Roman-Ich meine männliche Lebensbewältigungstechnik noch hindern am Abschied von den Schatten. Ich werde das Buch jetzt zuschlagen. Ich werde ins Nebenzimmer gehen und den Fernseher einschalten, hoffentlich gibt es Fußball. Fußball ist gut für die Männerseele. Auch schöne Musik wäre gut. Sie ist gut für alle Seelen. Kein Fußball, keine Musik. Zurück in das Buch gehe ich jetzt auch nicht mehr. Ich wäre verstört und voller Unruhe, wenn ich weiterlesen würde. Was tun – schlafen? Aber kann ein Flüchtender schlafen? Ich fliehe nach draußen, dort ist frische Luft und ein dunkler Park. Es ist Mai, ich gehe nur wenige Schritte, merkwürdige Töne, ich kenne sie eigentlich, aber hier? Hier singt die Nachtigall. Nichts ist, wie es im Tageslicht ist. Nichts ist, wie es ist, während sie singt. Sie singt, sage ich zu mir, wenn es dunkel ist – merkwürdig, die anderen singen, wenn das Licht kommt.

Verstände ich, was ich fühle, so hörte ich vielleicht eine Botschaft: Zwar singe ich, wenn es dunkel ist, aber ich singe, *weil* es dunkel ist.

(Erstdruck in: Sinn und Form 2004, H. 5.)

# Mir tickt die Wolke durch den Kopf

Herta Müller

Ja, einmal im Jahr wurde das Kalb ins Zimmer getragen und auf den Diwan gelegt.

Alle anderthalb Stunden, täglich, sagte meine Großmutter: „Mir tickt die Wolke durch den Kopf.“

Das eine hat mit dem anderen zu tun.

Im Frühsommer fährt der Großvater mit dem Pferdewagen an den Fluß Sand holen. Er steht viel zu lang im kalten Wasser. Schon am Tag darauf schmerzt ihn der ganze Körper, er kann sich kaum noch bewegen. Der Stadtarzt sagt: Im Nacken die Nerven sind erfroren. Auf diese Nerven sind wir angewiesen, sie sind die Fäden, die uns vom kleinen Finger bis zum kleinen Zeh biegsam machen. Sie steuern jede Bewegung. Die Fäden im Nacken halten uns auch beim Gehen, ohne sie würden wir umfallen.

Der Arzt operiert den Großvater am Nacken. Die Operation mißlingt.

Der Großvater wurde steif wie ein Pflock aus dem Spital zum Sterben nach Hause ins Bett geschickt. Statt die Fäden im Nacken neu zu knüpfen, hat der Arzt sie alle durchgeschnitten, sagt man mir als Kind.

Vor meiner Geburt wurde er zum Sterben nach Hause geschickt, aber in seinem Bett lag der Großvater bis ich zwölf Jahre alt war. Das Liegen tat weh, sein ganzer Körper war eine einzige Wunde. Er lag auf drei aufgeblasenen Gummischläuchen. Einer zwischen den Schultern, einer im Kreuz, einer in den Kniekehlen. Sein Stöhnen kam mir als Kind so gewöhnlich vor, wie bei anderen das Reden. Es gehörte zum Zimmer, in dem er lag, als hätte nicht er, sondern die Luft diese Stimme, oder ein Möbel, oder die Wand, oder die Tür. Er mußte alle anderthalb Stunden hochgehoben und ein bißchen anders auf die Gummischläuche hingelegt werden, ein bißchen mehr auf die rechte oder linke Seite. Er war

leicht, aber zum Hochheben und Umlegen Dutzende Male Tag und Nacht war er schwer.

Egal, ob meine Großmutter im Hof, im Garten, im Laden oder auf dem Feld war, sie trug zwölf Jahre lang überall eine Tasche mit einem Wecker bei sich. Der läutete, wenn es Zeit war, ihren Mann ein bißchen anders hinzulegen. Und wenn er läutete, ließ sie alles fallen und rannte los. Und wenn sie sich ein bißchen verspätete, schrie der Gepeinigte die Gehetzte an, daß er nicht schreien wolle, aber nicht anders könne. Und sie schrie zurück, daß sie sich nicht verspäten wollte, aber nicht anders könne. Ihr Leben und sein Sterben wurden zwölf Jahre im Anderthalb-Stunden-Takt von einem Wecker dirigiert: behütet und erpreßt.

Und einmal im Jahr trug dann mein Vater das neugeborene Kalb auf den Armen in sein Zimmer, legte es auf den grünen Samtdiwan vis-à-vis von seinem Bett, damit er es sieht. Es lag am Kopfende und ich setzte mich daneben ans Fußende. Der Gepeinigte sah dieses Kalb vielleicht eine ganze halbe Stunde immerfort an, als würde er seine Haare zählen. Mich bemerkte er dabei gar nicht. Und ich sah auch mehr auf das Kalb als zu ihm, denn er schaute verzückt. Der Glanz in seinem Blick ging wie Hunger auf das Kalb los, so ein rücksichtsloser Hunger, wie man ihn mit dem Mund gar nicht haben kann. Denn beim Mundhunger wird das Essen immer kleiner und das Gegessene verschwindet im Mund. Aber beim Augenhunger bleibt das Gegessene immer gleich groß vor den Augen liegen. Weil nichts, nicht einmal 1 Millimeter daran verschwindet, wird es sogar größer, je länger mit dem Augenhunger gegessen wird. Größer, weil es immer mehr ausgeliefert ist. Der Gepeinigte buhlte um Teilhabe an diesem neuen, grad geborenen Fleisch. Und er hatte dabei ein vor Glück zerrissenes Gesicht.

BEHÜTET und ERPRESST, GLÜCK und ZERISSEN – was treffen sich da für Worte. Was taugt ihr Gegensatz, wenn sie die Lage, aus der sie entstehen, zu Ein-und-Demselben macht.

Natürlich hat meine Großmutter nie im Leben den Satz gesagt: „Mir tickt die Wolke durch den Kopf.“ Aber wenn ich über sie schreibe, muß sie den Satz sagen. Nicht meinetwegen, ihretwegen muß sie ihn sagen. Ich muß für sie diesen Satz erfinden, damit ihr Wecker im Satz das Ausmaß kriegt, das er in ihrem Leben hatte. Damit er ERPRESST und BEHÜTET, wenns mir gelingt, zärtlich erpreßt und monströs behütet. Damit ein Text das Ausmaß des Gelebten kriegt, müssen die 5 Mitglieder

einer schwäbischen Großfamilie auch alle im gleichen Badewasser baden. Und damit die Sätze die Pointen des Lebens einholen, müssen der Großvater und der Vater in einem anderen Text auf Schritt und Tritt, also immer nochmal in jedem Satz ein Kind haben mit einer anderen Frau. Und ein andermal, aber aus demselben Grund muß die Großmutter HERZTIER sagen und: „Dein Herztier ist eine Maus.“ Sie muß die eine Großmutter werden, die sich zu Tode singt, weil ihr keine Krankheit beim Sterben helfen kann, und nicht die andere Großmutter, die sich im Roman genauso erfunden zu Tode betet. Solche Sätze erzürnten die Banater Schwaben.

Und in einem anderen Buch heißt es: „Wo ist dieser Ort. Über den Morgen hinaus ist der Tag mir so wenig wie nie. [...] Und wir wissen: ich hab noch ein Wort, noch ein kleines, ein zerrendes Sagen in mir. Ich hab noch zu reden fürs Wasser im Blick. Damit ich den Blick noch heben kann, hab ich zu sagen, wer uns die Lippen so schwer, wer uns das Wort so klein macht und wenig wie nie.“ Und diese Sätze erzürnten den sozialistischen Staat.

Die Landsleute haben mich Nestbeschmutzerin, Hure und Hexe genannt, sie haben mich angespuckt im Dorf. Der Geheimdienst Ceauşescu hat mich zum Staatsfeind erklärt. Beide Seiten haben gegen mich gehetzt, Hand in Hand gearbeitet, auch wenn sie es nicht wußten. Sie brauchten keine Absprachen, denn sie hatten die gleichen Gründe: den Haß, und die gleichen Absichten: mich zu erledigen.

Und ich hab mir in Bezug auf beiderlei Attacken gedacht: Sollen sie doch, damit zeigen sie erst recht, wer sie sind.

Aber zurück zum Schreiben:

Den Wörtern im Satz geht es vielleicht wie dem Kalb auf dem Diwan, es ist Augenhunger im Spiel beim Schreiben. Der Augenhunger frißt die Wörter, bis sie sich vergrößern. Der Augenhunger und die Vergrößerung ist ein Diktat des Satzes, sonst nichts. Außerhalb davon wehren die Wörter diese Vergrößerung ab, außerhalb wäre sie unangebracht, obszön. Jenseits des Augenhungers sind die Wörter wieder gewöhnlich, und das ist gut so. Ich brauche ja täglich gewöhnliche Wörter, sonst würde ich die vergrößerten nicht aushalten.

Wenn Scherben funkeln, entsteht ein störrischer Glanz, aber nie ein Ganzes. Und wenn wir im Einzelnen hängen bleiben und im Detail den-

ken, besteht alles aus Scherben. Es bricht sich selbst, damit man es genau sehen kann. Und ich breche es noch einmal anders, damit ich darüber schreiben kann. Damit es im Wort annähernd das Ausmaß kriegt, das es den wirklichen Personen, die ich kenne, schuldig ist. Zwischen der Haltung zu ihnen und der Haltung zum Wort entscheidet sich der Satz, bis er gänzlich erfunden das wirklich Gewesene einigermaßen streifen kann.

Wem gehört das Ticken der Wolke im Kopf, wem das Kalb auf dem Diwan, wem die Großmutter, die sich zu Tode singen muß, wem das schwäbische Bad, wem das auf die Spitze getriebene Fremdgehen. Wem gehört das Bedürfnis, „zu sagen, wer uns die Lippen so schwer macht, wer uns das Wort so klein macht und wenig wie nie.“ Es gehört weder den Platzanweisern der Dorfheimat noch denen der Staatsheimat. Die durch Augenhunger gestapelten Vergrößerungen gehören nur dem Text, der sie gebaut hat, um zu funktionieren.

Der Augenhunger zieht die Wörter in größtmögliche Nähe. Eine Nähe, die das Gelebte weiter trägt als es beim Erleben war. Nur durchs Erfinden wird diese erlebte Wirklichkeit auf ihre Wahrheit zurück gezwungen. Eine Wahrheit durch Nähe, die ich den wirklichen Personen und Gegenständen schuldig bin. Mit Nähe meine ich nicht Einverständnis, sondern die kürzest mögliche Distanz. Seltsam nur, je kürzer die Distanz ist, um so schneller gelangt man durch sie aus der Mitte der Gemeinschaft an den Rand. Ich jedenfalls bin doppelt an den Rand gelangt, an den der Dorfheimat und der Staatsheimat. Und das, obwohl der Augenhunger der Wörter nicht aus Überheblichkeit kommt, sondern aus der genauen Liebe.

Und es ist der genauen Liebe geschuldet, wenn ich den Heimatbesitzern die Wahrheit sagen mußte: Ihr habt diese Dorfheimat im Nationalsozialismus ins Verbrechen manövriert. Ich habe Paul Celans Gedichte gelesen, ich habe sie fast nicht ausgehalten. Ich bin auf eurer Seite geboren und ich wollte mich beim Lesen in eurem Namen bei den Gedichten entschuldigen. Nur, wie kann man sich bei Gedichten entschuldigen und wie in eurem Namen, wenn ihr 1960 und 1970 immer noch singt: Jetzt fahren wir nach Engeland. Wie kann ich mich in eurem Namen bei Celans Gedichten entschuldigen. Es war keine ahnungslose Polka, bei der euch auf dem Tanzplatz die Hakenkreuze eitel machten, und die Sprüche Hitlers fröhlich und derb Hoffnung gaben, daß eure Mais-

felder und Maulbeerbäume, Häuser und Straßen, euer Kirchturm und euer Bahnhof eines Tages Nazideutschland heißen werden, daß Hitlers Krieg aus euch die Herren dieser Gegend machen wird. Eure Begeisterung für die Nazi-Diktatur hat mich gewarnt vor der Diktatur, in der ich lebte.

Mein Vater ging mit 18 in die SS. Und ich 1971 über den Asphalt der Stadt. Ich war Gymnasiastin und dachte mir: Jetzt bin ich 18, so alt wie er damals. Rundum standen die Sprüche, die Lüge, der Zwang und die Angst aller vor allen. Jeder in diesem Land wußte, das hier ist seit 30 Jahren eine Diktatur. Und ich, weil ich jetzt so alt wie mein Vater damals war, mußte mir sagen: Jetzt ist die Zeit gekommen, es kommt ganz allein auf mich an, was ich tu und was nicht. Und das führte sehr bald zu der Einsicht: Privat anständig bleiben bedeutet kurz und klar: öffentlich versagen. Überall hatten schmierige, hirnlose Figuren, Täter und Handlanger der Macht das Heft in der Hand. Jeder Aufstieg gründete aufs Drangsalieren anderer: Heucheln, Lauern, Denunzieren, Fertigmachen. Ich hatte mich damit abgefunden, zu nichts imstande zu sein, außer zum Ekel vor den Zuständen und zum Erschrecken vor dem Zerbrechen von Menschen, auch von Menschen, die ich sehr mochte. Auch wenn ich keinerlei Möglichkeit hatte, den Machtfiguren etwas anzutun, konnte ich nicht aufhören, sie zu beurteilen, meinen Ekel zu begründen. Mir in den Kopf zu sagen: Ihr habt diese Staatsheimat auf Menschenverachtung gebaut, Angst geplant und Friedhöfe gemacht. Bei euch hat kein Mensch eine Chance, wenn er nicht auf andere losgeht. Alle, die ich schätze, dürfen vor euch keinen Augenblick so sein, wie ich sie kenne. Ihr habt uns nicht nur die Fabrik und die Straßenbahn gestohlen, nein, sogar unsere Wohnungen, Tisch und Stuhl, das Kissen im Bett, das Besteck, den Kamm, mit dem wir uns im Haar den Scheitel ziehen, alles habt ihr zum Staat gemacht.

Ich hatte viel Angst, auch Todesangst. Die macht aus dem Tag eine kalte Kugel. Sie schlüpft einem hinter den Augapfel und rotiert. Verstörend fallen die Dinge übereinander her. Nehmen einen in Besitz, daß man sich weggenommen wird und nur noch aus dem gleichen Material besteht wie sie. Kriegt man Todesdrohungen, wird das Flattern der Akazie, das Quietschen des Fahrstuhls, das Anknipsen eines Lichtschalters zum Geräusch der Gefahr. Aber auch die Stille: das Glänzen der Pfütze im Weg, der Suppe im Teller. Die Gefahr ist nicht nur ein Zustand. Sie wird zum Material, aus dem man irgendwann selber besteht. Man ist es



nicht mehr selbst, der etwas tut, sondern das Material der Gefahr tut es in und mit einem.

Diese Angst vergrößert den Blick. Vielleicht gleicht sie dem Augenhunger meines Großvaters beim Betrachten des Kalbs. Vielleicht gleicht sie sogar dem Augenhunger der Wörter im Satz, die immer größer werden und ihren eigenen Gesetzen gehorchen.

Die Wirklichkeit zwingt mich immer wieder anwesend oder beteiligt zu sein. Und ich kann dieser Anwesenheit oder Beteiligung nicht anders beikommen, als durch Wörter. Ich muß den Augenhunger sagen lassen:

Mir tickt die Wolke durch den Kopf  
und die Stadt sitzt krötenstill morgens  
vor meinem Mantelknopf.

*Verleihung des Literaturpreises  
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.  
an Herta Müller*

*Weimar, Musikgymnasium Schloß Belvedere,  
16. Mai 2004, 11.00 Uhr*

P R O G R A M M

Johann Baptist Krumpholtz: Sonate für Violine und Harfe

1. Satz Allegro (moderato) und 2. Satz Romanze

*Teresa Krahnert, Violine*

*Susanne Vetter, Harfe*

*Musikgymnasium Schloß Belvedere*

\* \* \*

Begrüßung

*Prof. Dr. Bernhard Vogel, MdL*

*Ministerpräsident a.D.*

*Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung*

\* \* \*

Ansprache

*Dieter Althaus, MdL*

*Ministerpräsident des Freistaates Thüringen*

\* \* \*

Laudatio auf Herta Müller

*Dr. Joachim Gauck*

*Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“*

\* \* \*

Preisverleihung

*Prof. Dr. Bernhard Vogel, MdL*

\* \* \*

Dankrede

*Herta Müller*

\* \* \*

Johann Baptist Krumpholtz: Sonate für Violine und Harfe

3. Satz Tempo die minuetto (en Rondo)

*Teresa Krahnert, Violine*

*Susanne Vetter, Harfe*



Der Vorsitzende der Konrad-Adenauer-Stiftung, Ministerpräsident a. D. Prof. Dr. Bernhard Vogel, überreicht der Preisträgerin Herta Müller die Urkunde.



Die Preisträgerin, Herta Müller (Mitte), mit der Jury-Vorsitzenden Prof. Dr. Birgit Lermen, Dr. Norbert Lammert, Vizepräsident des Deutschen Bundestages und stellvertretender Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung (Mitte oben), den Juroren Dr. Volkmar Köhler (links), Jochen Hieber (rechts).



Dr. Joachim Gauck bei seiner Laudatio.



Der Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, Dieter Althaus, bei seiner Ansprache.

## Text der Verleihungsurkunde

Herta Müller, 1953 in Nitzkydorf/Rumänien geboren und 1987 aus der Ceaușescu-Diktatur nach Deutschland geflohen, hat sich in ihren Romanen und Essays mit der Diktatur und der Tätergeneration der Eltern sowie mit dem Aufbruch nationaler Minderheiten in Osteuropa intensiv auseinandergesetzt. Als Chronistin des Alltagslebens in der Diktatur hat sie protestiert gegen verordnetes Denken und entmündigtes Sprechen. Immer wieder hat sie sich für Freiheit und Menschenwürde engagiert.

Herta Müllers Essays (*Hunger und Seide*, 1995; *Der König verneigt sich und tötet*, 2003) dokumentieren die politischen und historischen Bedingungen ihres Schreibens. Sie sind kritische Reflexionen über das gesprochene Wort: „Sprache war und ist nirgends und zu keiner Zeit ein unpolitisches Gehege, denn sie läßt sich von dem, was Einer mit dem Anderen tut, nicht trennen.“

Ihre Romane (vor allem *Herztier*, 1994, und *Der Fuchs war damals schon der Jäger*, 1992) beschreiben in bildlich-konkretem Stil und in unnachsichtiger Sprache die Kindheit als Schule der Angst, in der die Schrecken der Diktatur ihre Urszene haben.

## Zeittafel

### Herta Müller

- 1953 Am 17. August in Nitzkydorf (Banat/Rumänien) geboren.
- 1973-76 Studium der Germanistik und Rumänistik in Temeswar.
- 1977-79 Übersetzerin in einer Maschinenfabrik. Entlassung wegen der Weigerung, mit der Securitate zu kooperieren. Danach nur noch gelegentlich als Lehrerin beschäftigt.
- 1982 *Niederungen* (Erzählungen) erscheint nach starken Eingriffen der Zensur im Kriterion-Verlag in Bukarest. Debütpreis des Rumänischen Schriftstellerverbandes.
- 1984 *Niederungen* (Rotbuch) erscheint als deutsche Lizenzausgabe in der Originalfassung. Die Erzählungen *Drückender Tango* erscheinen im Kriterion-Verlag. aspekte-Literaturpreis.
- 1985 Publikationsverbot in Rumänien. Förderpreis des Bremer Literaturpreises. Rauriser Literaturpreis.
- 1986 *Der Mensch ist ein großer Fasan auf der Welt. Eine Erzählung* (Rotbuch).
- 1987 Im März Übersiedlung in die Bundesrepublik. *Barfußige Februar*. Prosa (Rotbuch). Ricarda-Huch-Preis.
- 1989 *Reisende auf einem Bein* (Rotbuch). Henning-Kaufmann-Preis. Marie-Luise-Fleißer-Preis. Poetik-Dozentur an der GH Universität Paderborn.
- 1990 Roswitha-Gedenkmedaille der Stadt Bad Gandersheim.
- 1991 *Wie Wahrnehmung sich erfindet*. Paderborner Universitätsrede (Universität-Gesamthochschule). *Der Teufel sitzt im Spiegel. Wie Wahrnehmung sich erfindet* (Rotbuch). Literaturpreis Kranich mit dem Stein. Stipendium der Villa Massimo in Rom.

- 1992 *Der Fuchs war damals schon der Jäger*. Roman (Rowohlt). *Eine warme Kartoffel ist ein warmes Bett* (Europäische Verlagsanstalt). Kritikerpreis Sparte Literatur. Writer in residence an der University of Warwick.
- 1993 *Der Wächter nimmt seinen Kamm. Vom Weggeben und Ausscheren* (Rowohlt).
- 1994 *Herztier*. Roman (Rowohlt). Kleist-Preis.
- 1995 *Hunger und Seide*. Essays (Rowohlt). Europäischer Literaturpreis „Aristeion“ der Europäischen Union. Kleist-Preis. Stadtschreiberpreis von Bergen-Enkheim. Aufnahme in die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung (Darmstadt). Gastprofessuren an den Universitäten Hamburg und Bochum.
- 1996 *In der Falle*. Bonner Poetik-Vorlesungen (Wallstein). *Drückender Tango*. Erzählungen (Rowohlt). Writer in residence am Dickinson College, Carlisle.
- 1997 *Heute wär ich mir lieber nicht begegnet*. Roman (Rowohlt). Literaturpreis der Stadt Graz. Franz-Nabl-Preis.
- 1998 Ida-Dehmel-Literaturpreis. IMPAC Dublin Literary Award. Bundesverdienstkreuz. Gebrüder-Grimm-Professur an der GH Universität Kassel. Writer in residence an der University of Florida in Gainesville.
- 1999 *Der Fremde Blick oder Das Leben ist ein Furz in der Laterne* (Wallstein). *Theodor Kramer: Die Wahrheit ist, man hat mir nicht nichts getan. Gedichte* (Hrsg., Zsolnay). Franz-Kafka-Preis.
- 2000 *Im Haarknoten wohnt eine Dame* (Rowohlt). Writer in residence im Literaturhaus Basel.
- 2001 *Heimat ist das, was gesprochen wird. Rede an die Abiturienten des Jahrgangs 2001* (Gollenstein). *Wenn die Katze ein Pferd wäre, könnte man durch die Bäume reiten. Prosa. Texte zum 10. Würth Literaturpreis* (Mithrsg., Swiridoff Verlag). *Die Handtasche. Prosa, Lyrik, Szenen und Essays. Texte zum 11. Würth Literaturpreis* (Hrsg., Swiridoff Verlag). Cicero-

- 
- Redner-Preis. Gastprofessur an der Technischen Universität Zürich. Poetik-Dozentur an der Universität Tübingen.
- 2002 Carl-Zuckmayer-Medaille. Gastprofessur am Deutschen Literaturinstitut Leipzig.
- 2003 *Der König verneigt sich und tötet*. Essays und Vorträge (Hanser). Joseph-Breitbach-Preis.
- 2004 Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung.

*Sekundärliteratur:*

- Arnold, Heinz Ludwig (Hrsg.): *Herta Müller*. München 2002. (Text+Kritik Bd. 155).
- Beck, Kurt (Hrsg.): *Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz 2002. Herta Müller. Eine Würdigung*. Frankfurt a.M. 2003.
- Brodbeck, Nina: *Schreckensbilder. Zum Angstbegriff im Werk Herta Müllers*. Marburg 2000.
- Eke, Norbert Otto (Hrsg.): *Die erfundene Wahrnehmung. Annäherung an Herta Müller*. Paderborn 1991. (Literatur- und Medienwissenschaft Bd. 7).
- Haines, Birgit (Hrsg.): *Herta Müller*. Cardiff 1998.
- Haupt-Cuciu, Herta: *Eine Poesie der Sinne. Herta Müllers „Diskurs des Alleinseins“ und seine Wurzeln*. Paderborn 1996.
- Köhnen, Ralph (Hrsg.): *Der Druck der Erfahrung treibt die Sprache in die Dichtung. Bildlichkeit in Texten Herta Müllers*. Frankfurt a.M./Berlin u.a. 1997.



## Autoren und Juroren

### Autoren

#### **Dieter Althaus**

Geb. 1958. 1983–1989 Lehrer an der Polytechnischen Oberschule Geismar, seit 1987 stellvertretender Direktor. Jan.–Okt. 1990 Kreisschulrat, Mai–Okt. 1990 Dezernent für Schule, Jugend, Kultur und Sport im Landkreis Heiligenstadt. Seit 1990 Mitglied des Thüringer Landtages. 1992–1999 Thüringer Kultusminister. 1993–2000 Stellvertretender Landesvorsitzender der CDU Thüringen. 1999–2003 Vorsitzender der CDU-Fraktion im Thüringer Landtag. Seit 2000 Mitglied im CDU-Bundesvorstand, seit Nov. 2000 Landesvorsitzender der CDU Thüringen. Seit dem 5. Juni 2003 Ministerpräsident des Freistaates Thüringen.

#### **Prof. Dr. Bernhard Vogel**

Geb. 1932. Promotion 1960. Prof. e.h. Dr. h.c. der Catholic University of America, Washington D.C., Dr. h.c. der Katholischen Universität Lublin, Dr. h.c. der Deutschen Hochschule für Verwaltungswissenschaften, Speyer. 1997 Medaille der Jagiellonen-Universität Krakau zum 600. Jahrestag der Erneuerung der Krakauer Akademie – für besondere Verdienste um die deutsch-polnischen Beziehungen.

1965–1967 Mitglied des Deutschen Bundestages. 1967–1976 Kultusminister und 1976–1988 Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz. 1972 bis 1976 Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken. Seit 1975 Mitglied des Bundesvorstandes der CDU. 1976/77 und 1987/88 Präsident des Bundesrates, 1979–1992 Vorsitzender, seit 1992 stv. Vorsitzender des Verwaltungsrates des Zweiten Deutschen Fernsehens. 1979 bis 1982 Bevollmächtigter der Bundesrepublik Deutschland für kulturelle Angelegenheiten im Rahmen des Vertrags über die deutsch-französische Zusammenarbeit. 1989–1995 und seit 2001 Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung. 1992–2003 Ministerpräsident des Freistaates Thüringen, 1994–2004 Mitglied des Thüringer Landtags.

Publikationen u.a.: *Die Unabhängigen in den Kommunalwahlen westdeutscher Länder* (Diss., 1960), *Wahlen und Wahlsysteme* (1961), *Die Wahl der Parlamente und anderer Staatsorgane – ein Handbuch* (Hrsg. mit D. Sternberger, 1969–1978), *Neue Bildungspolitik. Plädoyer für ein realistisches Konzept* (Hrsg., 1975), *Wie wir leben wollen – Grundsätze einer Politik für morgen* (1986), *Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates* (Mithrsg., 1990), *Zwischen Aussaat und Ernte. Reden im wiedervereinigten Deutschland* (1998), *Sorge tragen für die Zukunft. Reden 1998–2002* (2002), *Religion und Politik* (Hrsg., 2003). Herausgeber der Zeitschrift *Civitas. Jahrbuch für Sozialwissenschaften* (1962–1979) und der Zeitschrift *Die Politische Meinung*. Zahlreiche Beiträge über Bildungspolitik, Medienpolitik, Grundwertediskussion, Christentum und Politik.

### **Dr. h.c. Joachim Gauck**

Geb. 1940. Nach der Ordination (1967) Pfarrer in Lüssow (Kreis Güstrow). 1970 Gründung einer Gemeinde in Rostock-Evershagen. Seit 1982 Leitung der Kirchentagsarbeit in Mecklenburg. Mitbegründer des Rostocker *Neuen Forums*. Am 18.3.1990 kam er bei der ersten freien Volkskammerwahl der DDR als einziger Abgeordneter des *Bündnis 90* in Mecklenburg-Vorpommern in die Volkskammer und wurde zum Vorsitzenden des Parlamentarischen Sonderausschusses zur Überprüfung der Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit gewählt. Am 2.10.1990 wurde er von der Volkskammer zum Sonderbeauftragten für die personenbezogenen Unterlagen des ehemaligen Staatssicherheitsdienstes der DDR gewählt und am 3.10. berufen (seit 1991: Bundesbeauftragter für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR). Leitung der „Gauck-Behörde“ bis Oktober 2000. Stiftungsbotschafter für die Stiftung Evangelische Akademie Thüringen. Seit November 2003 Vorsitzender des Vereins „Gegen Vergessen – Für Demokratie“.

Theodor-Heuss-Medaille (1991), Bundesverdienstkreuz I. Klasse (1995), Hannah-Arendt-Preis (1997), Ehrendoktor der Universität Rostock (1999), Dolf-Sternberger-Preis, Cicero-Rednerpreis und Wartburgpreis (alle 2000).

Publikationen u.a.: *Die Stasi-Akten. Das unheimliche Erbe der DDR* (1991), *Eine Revolution und ihre Folgen. 14 Bürgerrechtler ziehen Bi-*

lanz (Mitautor, 2000), *Wahrheitspolitik in Deutschland und Südafrika. Drei Pfade zur Aufarbeitung der Vergangenheit* (Mitautor, 2001). Über J. G.: Norbert Robers: *Joachim Gauck. Die Biographie einer Institution* (2000).

## Juroren

### Jochen Hieber

Geb. 1951. Seit 1983 Feuilletonredakteur und Literaturkritiker der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Lehraufträge für Literaturkritik an den Universitäten Heidelberg, Frankfurt am Main und Gießen. Vorsitzender der Hölderlin-Jury der Stadt Bad Homburg, Mitglied der SWR Bestenlisten-Jury, der Hörbuch-Jury des Hessischen Rundfunks und des Börsenblatts. Seit 1992 alleinverantwortlicher Programmgestalter der Reihe „Nidda literarisch“. Seit 2001 Moderator des „Weimarer Salons“ (MDR-Fernsehen). Seit September 2003 Kulturbeauftragter des Fußball-Globus für die WM 2006.

Publikationen u.a.: *Wörterhelden, Landvermesser. Aufsätze und Kritiken* (1994), *Lieber Marcel. Briefe an Reich-Ranicki* (Hrsg., 1995, 2., erw. Aufl. 2000), *Thomas Mann: Buddenbrooks* (Hrsg., 1996). Zahlreiche Aufsätze, Essays und Rezensionen zur Gegenwartsliteratur.

### Prof. Dr. Helmuth Kiesel

Geb. 1947. Professor für Neuere deutsche Literatur an der Universität Heidelberg.

Publikationen u.a.: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert* (Mitauteur, 1977), *Lessing: Epoche, Werk, Wirkung* (Mitauteur, 1978), „Bei Hof, bei Höll“: *Literarische Hofkritik von Sebastian Brant bis zu Friedrich Schiller* (1979), *Erich Kästner* (1981), *Literarische Trauerarbeit. Alfred Döblins Exil- und Spätwerk* (1986), *Briefe von und an Lessing* (3 Bde., Hrsg., 1988-94), *Alfred Döblin: „Berlin Alexanderplatz. Die Geschichte von Franz Biberkopf“* (Hrsg. und Nachwort, 1993), *Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne. Max Weber und Ernst Jünger* (1995), *Martin Walser. Gesammelte Werke in 12 Bänden* (Hrsg., 1997), *Erich Kästner: Werke. Bd. 4* (Hrsg., 1998), *Ernst Jünger, Carl Schmitt: Briefe 1930–1984* (Hrsg., 1999), *Martin Walser: „Ein fliehendes Pferd“* (Suhrkamp Basis-Bibliothek, Hrsg., 2002), *Kafka's „The Metamorphosis“ and other writings* (Hrsg., 2002), *Der Ernstfall. Martin Walsers „Tod eines Kritikers“* (Hrsg., mit D. Borchmeyer, 2003), *Geschichte der literarischen Moderne* (2004). Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts.

**Dr. Sebastian Kleinschmidt**

Geb. 1948. Herausgeber und Essayist. Seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* (Berlin).

Publikationen u.a.: *Walter Benjamin. Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgewählte Schriften 1920–1940* (Hrsg., 1984), *Georg Lukács. Über die Vernunft in der Kultur. Ausgewählte Schriften 1909–1969* (Hrsg., 1985), *Denk ich an Deutschland ... Stimmen der Befremdung* (Mithrsg., 1993), *Stimme und Spiegel. Fünf Jahrzehnte „Sinn und Form“* (Hrsg., 1998), *Gerhard Nebel: Schmerz des Vermissens* (Nachwort, 2000), *Pathosallergie und Ironiekonjunktur* (2001).

**Dr. Volkmar Köhler**

Geb. 1930. 1972-1994 Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1989 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses und Vorsitzender des Unterausschusses Auswärtige Politik. Parlamentarischer Staatssekretär a.D.

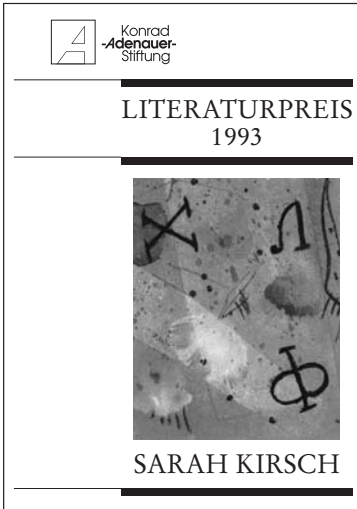
Publikationen u.a.: *Die Soziale Marktwirtschaft im Aufwind* (1989), *Die Dritte Welt und wir* (1990), *Konsequenzen des Maastricht-Vertrages für die europäische Entwicklungspolitik* (1996). Zahlreiche Aufsätze zur Kunst- und Kulturgeschichte sowie zur Außen- und Entwicklungspolitik.

**Prof. Dr. Birgit Lermen**

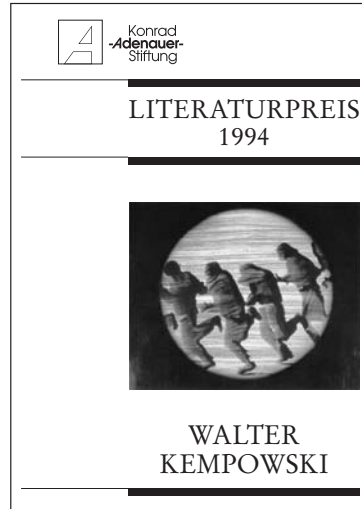
Geb. 1935. Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Vorsitzende der Jury zur Vergabe des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung (seit 1993). Mitglied der Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften zu Erfurt. Auszeichnung mit dem Österreichischen Ehrenkreuz für Wissenschaft und Kultur I. Klasse.

Publikationen u.a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel im Deutschunterricht* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987); *Lebensspuren* Bd. 1: *Hilde Domin – „Hand in Hand mit der Sprache“* und Bd. 2: *Nelly Sachs – „an letzter Atemspitze des Lebens“* (beide mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg. 1999), *„Hinauf und Zurück / in die herzhelle Zukunft“*. *Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (Hrsg. von Michael Braun, 2000), *Thomas Mann: Deutscher, Europäer, Weltbürger* (Mithrsg. 2003), *Begegnung*

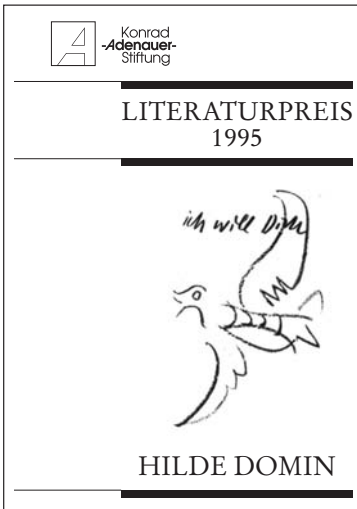
*mit dem Nachbarn: Aspekte österreichischer Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *Brücke zu einem vereinten Europa. Literatur, Werte und Europäische Identität* (Mithrsg., 2003), *Begegnung mit dem Nachbarn (II.): Niederländische Gegenwartsliteratur* (Mithrsg., 2003), *In Gottes Namen? Zur kulturellen und politischen Debatte um Religion und Gewalt* (Hrsg. mit Günther Rüther, 2004). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.



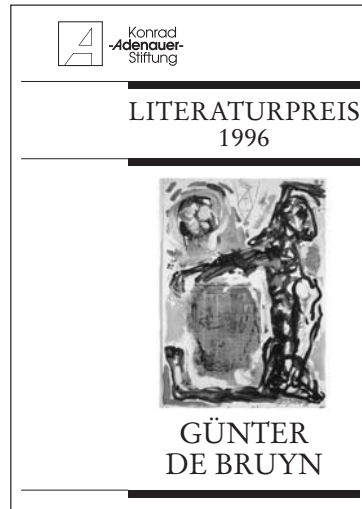
3. Aufl., 40 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-930163-19-5



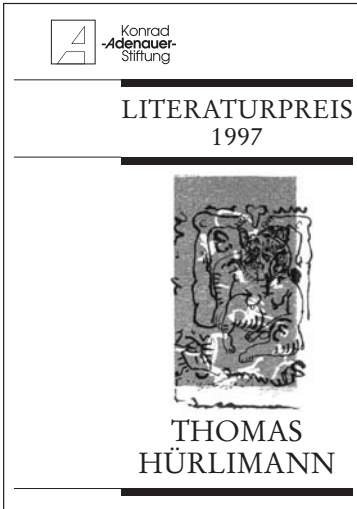
60 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-930163-48-9 (vergriffen)



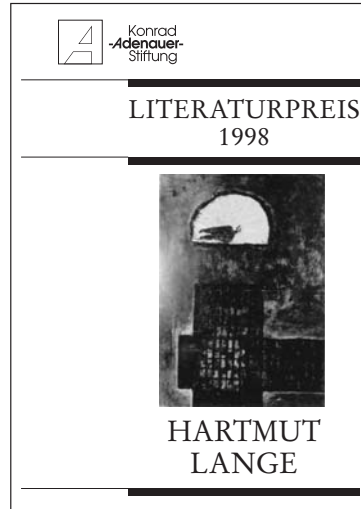
2. Aufl., 48 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-930163-81-0 (vergriffen)



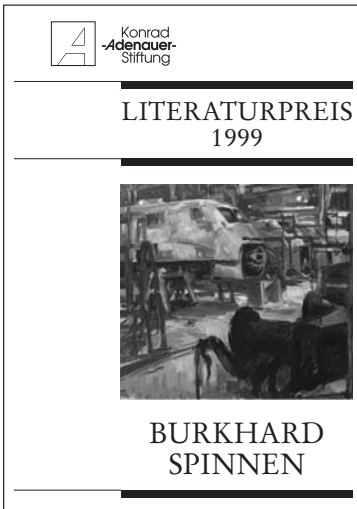
40 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-931575-15-2 (vergriffen)



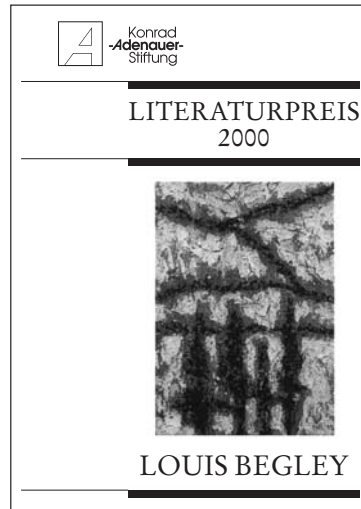
2. Aufl. 40 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-931575-68-3



32 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-931575-95-0

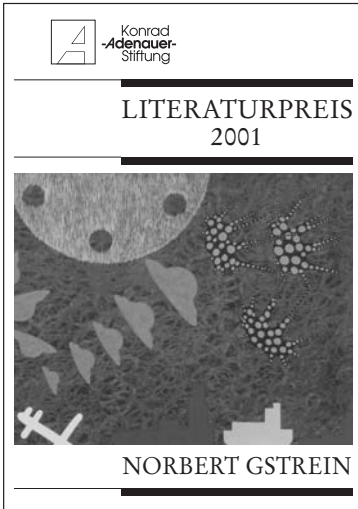


36 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-933714-35-4 (vergriffen)



36 S., 4 Farbbilder  
ISBN 3-933714-38-9

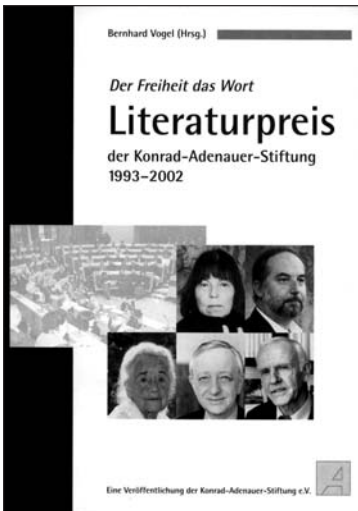




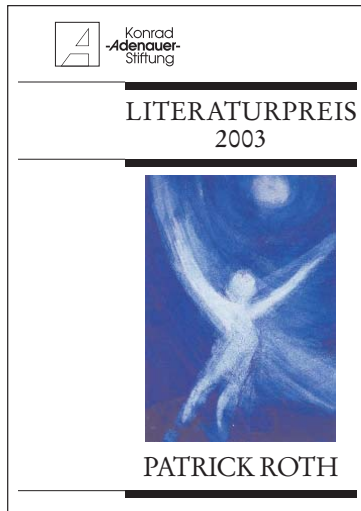
40 S., 6 Farbbilder  
 ISBN 3-933714-42-7 (vergriffen)



72 S., 4 Farbbilder  
 ISBN 83-86771-19-4



213 S., 20 Farbbilder  
 ISBN 3-933714-52-4



48 S., 4 Farbbilder  
 ISBN 3-933714-75-3

Die Dokumentationen der Literaturpreise sind gegen eine Schutzgebühr von € 2,50 zzgl. Porto zu beziehen bei:

Konrad-Adenauer-Stiftung, Abteilung Kultur, Rathausallee 12,  
53757 Sankt Augustin, Telefon 0 22 41 / 246 299, Telefax 0 22 41 / 246 573,  
E-Mail: literaturtagungen@kas.de

### **Impressum**

Herausgegeben im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. von Günther Rütter.  
Redaktion: Michael Braun.

Fotos: Maik Schuck.

Abb. Titelseite: Collage von Herta Müller, o.T. (2004), mit freundlicher Genehmigung der Autorin.

Die Rechte für die Reden und Beiträge verbleiben bei den Autoren, die Bildrechte bei dem Fotografen.

Gesamtherstellung: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier.

Auflage: 1.000.

© 2004, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Nachdruck, Vervielfältigung und Einspeisung in elektronische Medien, auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Printed in Germany.

ISBN 3-937731-26-1